

# MAX WEBER UND UNSERE ZEIT\*

von KIN-ICHI WATANABE\*\*

Bald nachdem ich im Juni 1973 nach München gekommen war, nahm ich an einer Versammlung teil und saß zufällig neben einem jungen deutschen Politologen an einem Tisch. Als ich an ihn eine Frage richtete, ob und wieviel Max Webers Werke heute in der Bundesrepublik gelesen werden, erwiderte er: „Max Weber ist schon überholt.“

Gewiß, in dem letzten halben Jahrhundert seit seinem Tod haben wir manches erlebt, was unsere Vorfahren nicht geahnt hätten, und zuletzt sind wir in eine neue Phase der Menschheitsgeschichte eingetreten, in der die Produktivkräfte, die die Menschen einst erzeugten und entwickelten, nicht nur unsere Gesellschaft zu neuen unversöhnlichen Gegensätzen führten, sondern auch zu einer kaum noch kontrollierbaren Macht erwachsen und die Natur, die uns umgibt und von der wir Menschen ein Bestandteil sind, zu zerstören beginnen.

Ist angesichts dieser Tatsachen Max Weber so überholt, daß er uns nichts Nützliches mehr zu geben vermag?

Natürlich müßten viele seiner wissenschaftlichen Ergebnisse in der Soziologie und Politologie heute geprüft, revidiert, nötigenfalls ergänzt und sogar berichtigt werden. Ich möchte allerdings Max Weber nicht vom Stand der Forschung aus kritisieren, sondern bei ihm ansetzen, einige Analysen und Prognosen des 1920 in München gestorbenen evangelischen Soziologen zur Kultursituation seiner Zeit aufgreifen und untersuchen, ob und inwieweit sie sich bewahrt haben beziehungsweise welche Geltung ihnen in der Gegenwart zukommt.

Ich beginne meine Betrachtung mit einigen Beispielen aus seinem Münchener Vortrag „Wissenschaft als Beruf“ (1919: Max Weber, Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, 3. Aufl. 1968, S. 582-613). Zunächst bitte ich Sie um Ihr Verständnis. Ich bin erst seit 1 1/2 Jahren in Deutschland, und vielleicht beurteile ich einiges wegen noch mangelnder Erfahrungen nicht ganz zutreffend.

Was bedeutet uns der Tod? Mit dem Sinnproblem des Todes setzt man sich in jüngster Zeit intensiver und ernster, so scheint es mir, auseinander. Ein Zeitungsartikel warf kürzlich die Frage auf, ob man sich in unserer Zeit nicht bemüht, den Tod aus allen Sphären des Lebens zu verdrängen und besondere Praktiken zu erfinden, unser Unverhältnis zum Tod zu verschleiern (Süddeutsche Zeitung 1. Nov. 1973). Auch über das Euthanasie-Problem wurde wiederholt diskutiert (SZ. 6./7. Apr. 1974), unlängst auch in der Katholischen Akademie in Bayern auf einer Tagung in Nürnberg (vgl. SZ. 3. Okt. 1974), letzters in der Wochenschrift (Der Spiegel, 10. Feb. 1975). Ferner behandelte man die Todesproblematik im Bereich des menschlichen Unterbewußtseins (SZ. 11./12. Apr. 1974).

\* Vorgetragen am 7. März 1975 im Japanischen Kultursaal München.

\*\* Professor (*Kyōju*) für Wirtschaftsgeschichte.

Bekanntlich erörtert Weber in seiner Religionssoziologie den Tod im Zusammenhang mit der Entstehung der Magie. Außerdem betrachtet er in seinem Vortrag die Frage auf zweierlei Weise: Einmal sieht er die Euthanasie im Zusammenhang mit — oder besser im Gegensatz zu — der Voraussetzung der modernen medizinischen Wissenschaft. „Die allgemeine ›Voraussetzung‹ des medizinischen Betriebs ist,“ so sagt er, „trivial ausgedrückt: daß die Aufgabe der Erhaltung des Lebens rein als solchen und der möglichsten Verminderung des Leidens rein als solchen bejaht werde. Und das ist problematisch. Der Mediziner erhält mit seinen Mitteln den Todkranken, auch wenn er um Erlösung vom Leben fleht, auch wenn die Angehörigen, denen dies Leben wertlos ist, die ihm die Erlösung vom Leiden gönnen, denen die Kosten der Erhaltung des wertlosen Lebens unerträglich werden — es handelt sich vielleicht um einen armseligen Irren —, seinen Tod, eingestandener- oder uneingestandenermaßen, wünschen und wünschen müssen. Allein die Voraussetzungen der Medizin und das Strafgesetzbuch hindern den Arzt, davon abzugehen. Ob das Leben lebenswert ist und wann?, — danach fragt sie nicht.“ (Ges. Aufs. z. Wiss., S. 599).

Dann erörtert Weber die Todesproblematik im Zusammenhang mit unserer fortschrittlichen Gesellschaft. Er sagt: „Abraham oder irgendein Bauer der alten Zeit starb ›alt und lebensgesättigt‹, weil er im organischen Kreislauf des Lebens stand, weil sein Leben auch seinem Sinn nach ihm am Abend seiner Tage gebracht hatte, was es bieten konnte, weil für ihn keine Rätsel, die er zu lösen wünschte, übrig blieben und er deshalb ›genug‹ daran haben konnte. Ein Kulturmensch aber, hineingestellt in die fortwährende Anreicherung der Zivilisation mit Gedanken, Wissen, Problemen, der kann ›lebensmüde‹ werden, aber nicht lebensgesättigt. Denn er erhascht von dem, was das Leben des Geistes stets neu gebiert, ja nur den winzigsten Teil, und immer nur etwas Vorläufiges, nichts Endgültiges, und deshalb ist der Tod für ihn eine sinnlose Begebenheit. Und weil der Tod sinnlos ist, ist es auch das Kulturleben als solches, welches ja eben durch seine sinnlose ›Fortschrittlichkeit‹ den Tod zur Sinnlosigkeit stempelt.“ (Ges. Aufs. z. Wiss., S. 594 f.)

Ich meine, man kann in der Todesproblematik einschließlich der Euthanasie keinen wesentlichen Schritt weiterkommen, ohne solch eine ›selbstverständliche‹ Voraussetzung der modernen medizinischen Wissenschaft und auch der bürgerlichen Gesellschaft im Ganzen, die diesen Wissenschaftszweig neben anderen hervorgebracht hat, in ihrer Voreingenommenheit zu entlarven. Man muß sich ohne Zweifel im Verlauf dieser Arbeit auch mit der Frage, was Humanismus sein soll, auseinandersetzen, wie dies zum Beispiel Dostojewskij in seinen Romanen tut.

Weber kritisiert in seinem Vortrag vielfach auch die damals sehr verbreitete Tendenz der Jugend, sich in den Dienst von Götzen zu stellen. Freilich sagt er nicht ausdrücklich, an welche Götzen er denkt. Zweifellos war einer von ihnen Stefan George. Ich weiß nicht, ob in der heutigen Bundesrepublik eine solche charismatische Existenz noch zu finden ist. Wichtig scheint mir im Zusammenhang des heutigen Vortrags das Mahnwort Webers der damaligen jungen Generation gegenüber zu sein, die sich einbildete, den Weg zur Befreiung vom Intellektualismus zu gehen. Das Wort des Mephistopheles zu der Jugend im Parterre, die nicht applaudiert, „Bedenkt, der Teufel, der ist alt, so werdet alt, ihn zu verstehen“ (Goethe, Faust. II 6817-18) zitierend, empfiehlt Weber der Jugend, daß sie den Intellektualismus, den sie zu überwinden trachtete, als den schlimmsten Teufel ansehen solle, und kommentiert dabei folgendermaßen: „Das ist nicht im Sinne der Geburtsurkunde gemeint, sondern in dem Sinn: daß man auch vor diesem Teufel, wenn man mit ihm fertig werden will,

nicht — die Flucht ergreifen darf, wie es heute so gern geschieht, sondern daß man seine Wege erst einmal zu Ende überschauen muß, um seine Macht und seine Schranken zu sehen.“ (Ges. Aufs. z. Wiss., S. 609). Aus Webers Augen gesehen, gilt dieses Mahnwort nicht nur der vom Neuromantismus Stefan Georges bezauberten jungen Generation. Es ist an die jungen Leute, die sich mit der Politik einlassen wollen, gerichtet, denn die Politik ist nach seiner Meinung nichts anderes als das Ringen mit dem Teufel. Ebenfalls dasselbe Wort Mephistopheles zitierend, spricht Weber darüber in seinem anderen Vortrag aus der gleichen Zeit, „Politik als Beruf“ (1919: Max Weber, Gesammelte politische Schriften. 3. Aufl. 1971, S. 505-560). „Mit dem Datum des Geburtsscheines bei Diskussionen überstochen zu werden, habe auch ich mir nie gefallen lassen; aber die bloße Tatsache, daß einer 20 Jahre zählt und ich über 50 Jahre bin, kann mich schließlich auch nicht veranlassen, zu meinen, das allein wäre eine Leistung, vor der ich in Ehrfurcht ersterbe. Nicht das Alter macht es. Aber allerdings: die geschulte Rücksichtslosigkeit des Blickes in die Realitäten des Lebens, und die Fähigkeit, sie zu ertragen und ihnen innerlich gewachsen zu sein.“ (Ges. pol. Sch., S. 558)

Heute gibt es in den drei großen politischen Parteien der Bundesrepublik je eine Unterabteilung, deren Bezeichnung mit ›Jung‹ anfängt. Ich frage mich manchmal, was man damit ausdrücken will, ob Webers Definition der Politik und die Anforderungen, die er an die Politiker stellt, bereits überholt sind.

In seinem Vortrag übt Weber nicht minder heftige Kritik an den Kathederprophetien, d. h. der Rolle, die „Tausende von Professoren als staatlich besoldete oder privilegierte kleine Propheten in ihren Hörsälen“ spielen. (Ges. Aufs. z. Wiss., S. 609) Ich weiß nicht, ob diese Erscheinung in Bundesrepublik schon verschwunden ist. Wichtiger scheint mir die düstere Perspektive der damaligen Geistesituation, die Weber im Zusammenhang mit den Kathederprophetien entwirft. Er sagt, wir haben das Schicksal, „in einer gottfremden, prophetenlosen Zeit zu leben“. (Ges. Aufs. z. Wiss., S. 610) Er fährt fort: „Es ist das Schicksal unserer Zeit, mit der ihr eigenen Rationalisierung und Intellektualisierung, vor allem: Entzauberung der Welt, daß gerade die letzten und sublimsten Werte zurückgetreten sind aus der Öffentlichkeit, entweder in das hinterweltliche Reich mystischen Lebens oder in die Brüderlichkeit unmittelbarer Beziehungen der Einzelnen zueinander. Es ist weder zufällig, daß unsere höchste Kunst eine intime und keine monumentale ist, noch daß heute nur innerhalb der kleinsten Gemeinschaftskreise, von Menschen zu Menschen, im pianissimo, jenes Etwas pulsiert, das dem entspricht, was früher als prophetisches Pneuma in stürmischem Feuer durch die großen Gemeinden ging und sie zusammenschweißte.“ (Ges. Aufs. z. Wiss., S. 612) Hat sich die hier geschilderte Lage bis heute geändert? Kann zum Beispiel das Auftreten derjenigen politischen Parteien, die sich ›christlich‹ nennen, Zeichen einer solchen Veränderung sein? Wohl kaum.

In seinem Vortrag erwähnt Weber auch die Lehrfreiheit in der Universität im Zusammenhang mit den oben erwähnten Kathederprophetien. Man kann aber vor allem in seinem Aufsatz, „Der Sinn der ›Wertfreiheit‹ der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften“ (1917: Ges. Aufs. z. Wiss., S. 489-540), sowie in seinem kürzlich in der Süddeutschen Zeitung vom 3./4. Nov. 1973 veröffentlichten anderen Beitrag, „Die Lehrfreiheit der Universitäten“ (1909), seine Meinung darüber erfahren. Die Frage scheint mir um so aktueller, weil sich in München jüngst ein Fall, der eben sie betrifft, ereignet hat. Ich persönlich kann ihn mir getrennt von einem anderen fast gleichzeitigen Vorgang, der Ausweisung eines Nobelpreisautors aus seinem Heimatland, nicht vorstellen. Es handelt

sich zwar in dem einen Fall um die Verweisung aus der Universität, im anderen um die aus dem Staat. Aber ich kann nicht daran zweifeln, daß in beiden Fällen die Staatsgewalt die treibende Kraft ist und daß es sich hier dem Sinne nach eben um einen Zusammenstoß zwischen der persönlichen Gedankenfreiheit und der Staatsgewalt handelt.

Nach Webers Meinung soll der Grundsatz der Lehrfreiheit in der Universität sehr ernst genommen werden, weil das Leben der Universität davon abhängt. Weber sagt: „*Einer unserer allerersten Juristen erklärte gelegentlich, indem er sich gegen den Ausschluß von Sozialisten von den Kathedern aussprach: wenigstens einen »Anarchisten« würde auch er als Rechtslehrer nicht akzeptieren können, da der ja die Geltung des Rechts als solchen überhaupt negiere, — und er hielt dies Argument offenbar für durchschlagend. Ich bin der genau gegenteiligen Ansicht. Der Anarchist kann sicherlich ein guter Rechtskundiger sein. Und ist er das, dann kann gerade jener sozusagen archimedische Punkt außerhalb der uns so selbstverständlichen Konventionen und Voraussetzungen, auf den ihn seine objective Überzeugung — wenn sie echt ist — stellt, ihn befähigen, in den Grundanschauungen der üblichen Rechtslehre eine Problematik zu erkennen, die allen denjenigen entgeht, welchen jene allzu selbstverständlich sind. Denn der radikalste Zweifel ist der Vater der Erkenntnis. Der Jurist hat so wenig die Aufgabe, den Wert jener Kulturgüter, deren Existenz an den Bestand von »Recht« gebunden ist, zu »beweisen«, wie der Mediziner die Aufgabe hat, »nachzuweisen«, daß die Verlängerung des Lebens unter allen Umständen erstrebenswert sei. Beide sind dazu auch, mit ihren Mitteln, gar nicht imstande.*“ (Ges. Aufs. z. Wiss., S. 496)

Freilich kann es nach Webers Meinung von der Lehrfreiheit auf dem Boden des »Gesinnungsunterrichts« keine Rede sein. Wenn der akademische Lehrer „*jene Pflicht der Selbstbescheidung*“ nicht übe, sondern ganz im Gegenteil „*sich selbst die Befugnis, ja recht eigentlich die Aufgabe zuschreibe: Die akademische Jugend in bestimmten politischen Gesinnungen und Weltanschauungen zu erziehen,*“ (sei es bewußt, sei es unbewußt, so kann man sagen, denn ganz merkwürdigerweise, nach Weber, tun es „*durchaus nicht etwa vorwiegend politisch »radikal« gesinnte, sondern gerade vermeintlich »staatsmännisch« begabte Vermittlungspolitiker*“), dann würden sich „*mit dieser Anmassung . . . . . die Universitäten auf die Dauer in ihr eigenes Fleisch schneiden. Konfessionelle, ökonomische, soziale, politische Parteien hätten alsdann jede das Recht darauf, für die Unterweisung in ihren Idealen gesonderte Universitäten oder Lehrstühle bewilligt zu erhalten,*“ so meint Weber in dem Aufsatz, „Die Lehrfreiheit der Universitäten.“

Dabei mache ich Sie darauf aufmerksam, daß sich das oben zitierte Wort Webers nach seiner Meinung nur auf die eine Seite der Frage nach der Lehrfreiheit, d.h. die *Belassung auf dem Katheder*, bezieht und die andere, d.h. die *Zulassung zum Katheder*, noch unberührt bleibt. Er behauptet daher in dem jüngst veröffentlichten Aufsatz, daß ohne die letztere, und, wie mir scheint, noch ernsthaftere Seite zu berücksichtigen, die Frage über die Lehrfreiheit nie in ihrem gesamten Umfang erörtert werden kann. Man wird zwar entschuldigend sagen können, es sei das Schicksal der Bundesrepublik, einer der geteilten Staaten zu sein, die unter den machtpolitischen Situationen gleich nach dem Ende des zweiten Weltkrieges entstanden sind, und dieses Schicksal habe seine Konsequenzen. Dennoch scheint es mir, daß gerade diese besondere Situation manchen Politikern zum Vorwand dient, um die Vorstellung von den Grenzen der Lehrfreiheit so eng auszulegen, wie dies in keinem anderen europäischen Land geschieht.

Was die Zulassung zum Katheder anbelangt, erinnere ich mich daran, was Weber in

seinem Vortrag von dem Juden sagt: „Wenn junge Gelehrte um Rat fragen kommen wegen Habilitation, so ist die Verantwortung des Zuredens fast nicht zu tragen. Ist er ein Jude, so sagt man ihm natürlich: *lasciate ogni speranza*.“ (Ges. Aufs. z. Wiss., S. 588) Das Wort Webers ist als Ausdruck seiner eigenen Erfahrung aufzufassen. Zweimal, d.h. 1908 und 1915, versuchte er, eine Berufung Georg Simmels als Ordinarius in die philosophische Fakultät der Universität Heidelberg durchzusetzen, und beidemal gelang es ihm wegen der Einmischung anderer nicht. Die Episode ist freilich für uns von heute eine Nebensache. Wenn man von Weber im Zusammenhang mit dem Judentum spricht, darf man nicht vergessen, daß er den religionssoziologischen Aufsatz: „Das antike Judentum“ (1917-1919: Max Weber, Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. Bd. III, S. 1-400) verfaßt hat.

Neulich habe ich zufällig in der „Revue des Études juives“ (CXXXII (1973) p. 145-152) einen bedeutsamen Text gefunden: Alexander Derczansky bespricht die neue Ausgabe einer französischen Übersetzung von Max Webers Abhandlung, „Das antike Judentum“ von Freddy Raphaël und einen Aufsatz desselben Autors, „Max Weber et le Judaïsme antique“ (Archives européennes de Sociologie. XI (1970) p. 297-336). Darin zieht er einen interessanten Vergleich zwischen Weber und dem evangelischen Theologen der gleichen Zeit, Julius Wellhausen. Während Wellhausen die Botschaft des Evangeliums als anarchistische Kraft sehe und so verhindert sei, die wesentliche Rolle der jüdischen Bibel für die Bildung eines kollektiven Bewußtseins zu sehen, hebe die Analyse Max Webers gerade diesen Aspekt hervor, der durch Berit (Bund) und Levitismus bewirkt wird. Derczansky setzt das Bibelverständnis Wellhausens im Zusammenhang mit dem evolutionistischen Denken seiner Zeit. Demgegenüber kann man wohl sagen, daß Weber schon am Anfang unseres Jahrhunderts eine sogenannte strukturalistische Betrachtungsweise vorgelegt hat. Jedenfalls ist kaum daran zu zweifeln, daß Weber nicht jener «letzte Mensch» in der modernen europäischen Kulturentwicklung ist, der sich einbildet, „eine nie vorher erreichte Stufe des Menschentums erstiegen zu haben.“ (Max Weber, Ges. Aufs. z. Relig. Soz. Bd. I, S. 204) Vielmehr sieht er die Zukunft der Wissenschaft nicht als geradlinigen Fortschritt, sondern er hält auch die Umkehrung der bestehenden Wertordnung für möglich. Allerdings findet sich sein diesbezüglicher Gedanke nicht in dem späteren Vortrag, sondern im Schlußwort seines früheren Aufsatzes, „Die »Objektivität« sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis“ (1904: Ges. Aufs. z. Wiss., S. 146-214): „Alle kulturwissenschaftliche Arbeit in einer Zeit der Spezialisierung wird, nachdem sie durch bestimmte Problemstellungen einmal auf einen bestimmten Stoff hin ausgerichtet ist und sich ihre methodischen Prinzipien geschaffen hat, die Bearbeitung dieses Stoffes als Selbstzweck betrachten, ohne den Erkenntniswert der einzelnen Tatsachen stets bewußt an den letzten Wertideen zu kontrollieren, ja ohne sich ihrer Verankerung an diesen Wertideen überhaupt bewußt zu bleiben. Und es ist gut so. Aber irgendwann wechselt die Farbe: die Bedeutung der unreflektiert verwerteten Gesichtspunkte wird unsicher, der Weg verliert sich in die Dämmerung. Das Licht der großen Kulturprobleme ist weiter gezogen. Dann rüstet sich auch die Wissenschaft, ihren Standort und ihren Begriffsapparat zu wechseln und aus der Höhe des Gedankens auf den Strom des Geschehens zu blicken. Sie zieht jenen Gestirnen nach, welche allein ihrer Arbeit Sinn und Richtung zu weisen vermögen.“ (Ges. Aufs. z. Wiss., S. 214) Nachdem Weber so geschrieben hat, beschließt er den Aufsatz mit dem Faustzitat:

„..... der neue Trieb erwacht,

Ich eile fort, ihr ew'ges Licht zu trinken,  
Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht,  
Den Himmel über mir und unten mir die Wellen.“ (I, 1084-1089)

Ich meine, daß Max Weber halbdichterisch zu sagen versucht, was jetzt in Thomas Kuhns Buch „The Structure of scientific Revolution“ durch die Einführung des Begriffs »Paradigmata« systematisch entwickelt ist.

Wie sich aus dem oben Gesagten ergibt, sieht Weber in der Auseinandersetzung mit verschiedenen Erscheinungen seiner Zeit bereits den Horizont der bürgerlichen Gesellschaft heraufdämmern. Vermutlich aus diesem Grunde wurde, als gegen Ende unserer sechziger Jahre in Europa und Amerika die sogenannten Studentenrevolten aufkamen, in japanischen Studentenkreisen Max Weber, natürlich in japanischer Übersetzung, viel gelesen. Der tiefgehende Einblick Webers in die Grundfragen der bürgerlichen Gesellschaft ist aber von seinem Wissenschaftsbild nicht zu trennen.

Bekanntlich fordert Weber in seinem Vortrag, „Wissenschaft als Beruf“, von den Wissenschaftlern die innere Hingabe an die Sache. Er sagt: „*Wer nicht die Fähigkeit besitzt, sich einmal sozusagen Scheuklappen anzuziehen und sich hineinzusteigern in die Vorstellung, daß das Schicksal seiner Seele davon abhängt: ob er diese, gerade diese Konjunktur an dieser Stelle dieser Handschrift richtig macht, der bleibe der Wissenschaft nur ja fern.*“ (Ges. Aufs. z. Wiss., S. 589).

Allerdings, das, was mit solcher Leidenschaft gewonnen werden kann, ist nach Webers Meinung höchstens „*die Erkenntnis tatsächlicher Zusammenhänge, und nicht eine Heilsgüter und Offenbarungen spendende Gnadengabe von Sehern und Propheten oder ein Bestandteil des Nachdenkens von Weisen und Philosophen über den S i n n der Welt, — das freilich ist eine unentrinnbare Gegebenheit unserer historischen Situation, aus der wir, wenn wir uns selbst treu bleiben, nicht herauskommen können.*“ (Ges. Aufs. z. Wiss., S. 609)

Wenn die Wissenschaft so ist, können von ihr für das Leben ebenfalls nur „*Kenntnisse über die Technik, wie man das Leben, die äußere Dinge sowohl wie das Handeln der Menschen, durch Berechnung beherrscht*“, erwartet werden und dazu zweitens, die „*Methoden des Denkens, das Handwerkszeug und die Schulung dazu.*“ „*Aber damit ist die Leistung der Wissenschaft glücklicherweise*“, so fährt Weber, erleichtert aufatmend, fort, „*auch noch nicht zu Ende, sondern wir sind in der Lage, Ihnen zu einem Dritten zu verhelfen: zur Klarheit.*“ (Ges. Aufs. z. Wiss., S. 607) Es handelt sich dabei nicht nur um die Klarheit in der Wahl der Mittel zu einem gegebenen Zweck, sondern um die Klarheit in der Wahl des Zwecks selbst, und nach Weber ist es „*die letzte Leistung, welche die Wissenschaft als solche im Dienste der Klarheit vollbringen kann*“. Er fährt fort: „*Wir können — und sollen — Ihnen auch sagen: die und die praktische Stellungnahme läßt sich mit innerer Konsequenz und also: Ehrlichkeit ihrem S i n n nach ableiten aus der und der letzten weltanschauungsmäßigen Grundposition — es kann sein, aus nur einer, oder es können vielleicht verschiedene sein —, aber aus den und den anderen nicht. Ihr dient, bildlich geredet, diesem Gott und kränkt jenen anderen, wenn Ihr Euch für diese Stellungnahme entschließt.*“ Den einzelnen so zur Selbstbesinnung auf den eigenen nicht immer bewußten Zweck veranlassend, „*können wir*“, so schließt Weber, ihn „*nötigen, oder wenigstens ihm dabei helfen, sich selbst Rechenschaft zu geben über den letzten Sinn seines eigenen Tuns.*“ (Ges. Aufs. z. Wiss., S. 608) Diese Klarheit und damit auch das Verantwortungsgefühl fordert Weber, so meine ich, nicht nur von den anderen, sondern

von sich selbst, mit anderen Worten, er ist sich der eigenen Voraussetzung bewußt, die seinem wissenschaftlichen Tun zugrunde liegt, oder er bemüht sich mindestens immer um diese Klarheit. Und weil er sich, obwohl er selbst kein Anarchist ist, auf Grund dieser Klarheit so radikal in jenen archimedischen Punkt hat versetzen können, ist es ihm gelungen, die bürgerliche Gesellschaft und auch andere Gesellschaften in verschiedenen Orten und Zeiten der Weltgeschichte in ihren charakteristischen Zügen scharfsinnig zu begreifen.

\* \* \* \* \*

Heute muß ich zugeben, daß wir uns nicht mehr auf der gleichen Ebene befinden, auf der einst Weber stand. Rationalisierung und Spezialisierung sind während dieses halben Jahrhunderts immer vollständiger vorangetrieben worden, und heute entfaltet sich immer klarer vor uns, was sie mit sich gebracht haben.

Schon im Bereich der wissenschaftlichen Tätigkeit setzt sich der Intellektualismus so durch, daß nach Prof. W. Clemen (SZ. 30. / 31. März 1974) z. B. „über Goethe von 1955 bis 1964 an die 2500 Abhandlungen und Artikel erschienen, . . . . und allein über den ‚Doktor Faustus‘ von Thomas Mann in den 15 Jahren zwischen 1953 und 1968 nicht weniger als 450 Abhandlungen (mit insgesamt 30 000 Seiten).“ „Wenn das alles so weitergeht,“ fährt er fort, „dürfte in wenigen Jahrzehnten der Punkt erreicht sein, an dem überhaupt niemand mehr auch in seinem Spezialgebiet die relevante Sekundärliteratur noch zu überschauen in der Lage sein wird. Stellt sich also nicht auch hier die Frage nach den ‚Grenzen des Wachstums‘? Und werden wir nicht eines Tages, ähnlich wie den ‚Club of Rome‘ für das Wirtschaftswachstum, auch für die geisteswissenschaftliche Forschung ein Gremium von beherzten Männern mit Sachverstand benötigen, die sich darüber Gedanken machen, wie man den Gefahren dieser auf uns zukommenden chaotischen Entwicklung steuern könnte, indem man die Forschung koordiniert, konzentriert, kanalisiert, aber notfalls auch eindämmt?“ So sagt Professor Clemen.

Noch deutlicher zeigt sich, daß das Wirtschaftswachstum selbst uns Schreckliches gebracht hat. Besonders gilt es für Japan, das auf den mit mehr als hundert Millionen bevölkerten schmalen Inseln in einer unvergleichbaren Geschwindigkeit die Industrialisierung in riesigem Maßstab befördert hat. Das bezeugen unzweideutig vor allem die unzähligen Bewohner der chemischen Industriegebiete, die der Umweltsvergiftung zum Opfer gefallen sind.

Wendet man ein, dies sei kein typisches Beispiel, dürfte die Automobilindustrie, das Symbol der materiellen Kultur des 20. Jahrhunderts, die Sachlage noch besser illustrieren.

Wie allen bekannt ist, bildet sie eine der Schlüsselindustrien der Industrieländer, sei es im Hinblick auf die Zahl der Arbeitskräfte, die sie benötigt, sei es hinsichtlich der Rolle, die sie mit ihrer Ausfuhrware in der Handelsbilanz spielt. Folglich besteht in dieser Branche immer eine heftige Konkurrenz im internationalen Handel, und keiner Regierung in den Industrieländern kann die eigene Stellung dabei gleichgültig sein: hier entscheiden sich in hohem Maße Aufschwung und Verstimmung der gesamten Volkswirtschaft.

Aber man kann nicht verneinen, daß die Automobilindustrie einer der größten Verschwender der Weltvorräte an Energie und Rohstoff ist, dies um so mehr, als alle Firmen stets in der Entwicklung neuer Modelle miteinander konkurrieren; Autowracks fallen jährlich 15 Mill. an. Was bedeutet dies? Auf der einen Seite verschwendet die

Automobilindustrie die von Anfang an in begrenzter Menge den Menschen gegebenen Weltvorräte an Energie und Rohstoffen ohne Rücksicht auf unsere Nachfahren. Auf der anderen Seite engt sie mit einer riesigen Menge der Autowracks die Aufnahmefähigkeit der Erde für Abfälle immer mehr ein.

Es bleibt aber nicht nur dabei. Die rasche Zunahme der Autozahl führt zur entsprechenden Vermehrung der Verkehrsunfälle und ihrer Opfer. In Japan soll die Zahl der durch Verkehrsunfälle Getöteten bereits die der an Krebs Sterbenden übersteigen. Ferner, besonders in Tokio, verursachen die Abgase in manchen verkehrsreichen Gegenden Atembeschwerden bei den dortigen Bewohnern. Auch die Straßenbäume machen keine Ausnahme: sie sind in manchen Stadtbezirken stark vergiftet. Fast abgestorbene Bäume am Straßenrand und graugrüne statt lebendig grüne Blätter sind in Tokio im Gegensatz zu München keine Seltenheit. Ferner ist der Lärm, den der Verkehr der Autos verursacht, manchmal unerträglich. Vor allem aber verändern sich infolge der steigenden Autozahl die Straßen, die einst den Menschen als Verbindungswege dienten, für die Anwohner in reißende, unüberschreitbare Ströme, auf denen allerdings nicht die knorrigen Baumstämme aus dem Gebirge, sondern bizarre Blechkonstruktionen dahintreiben. Ja, meine Damen und Herren, ohne Auto ist auch die Entführung eines führenden Politikers gar undenkbar. Angesichts dieser Folge des wirtschaftlichen Wachstums wird man sich zur Nachprüfung der grundlegenden Begriffe der heutigen Nationalökonomie genötigt sehen, z. B. in Bezug auf die Produktion.

\*            \*            \*            \*            \*

Weber beendet seinen Vortrag mit dem Zitat des schönen edomitischen Wächterliedes aus dem Propheten Jesaja: „Es kommt ein Ruf aus Sē'ir in Edom: Wächter, wie lang noch die Nacht? Der Wächter spricht: Es kommt der Morgen, aber noch ist es Nacht. Wenn ihr fragen wollt, kommt ein ander Mal wieder“ (21. 11-12), „um die Illusion derer, die auf neue Propheten und Heilande harren, wer sie auch immer sein sollten, und das Schicksal der Zeit, in der wir leben müssen, anzudeuten. Dieses Lied spricht uns noch heute direkt an. Die während des letzten halben Jahrhunderts eingetretenen neuen Verhältnisse erscheinen mir jedoch auch in einem anderen Bild aus der indisch-japanischen Gedankenwelt angemessen symbolisiert. Ich entnehme es dem Märchen eines modernen japanischen Schriftstellers namens RYUNOSUKE AKUTAGAWA mit dem Titel „Spinnenfaden“. Ich möchte es auszugsweise hier erzählen und damit den heutigen Vortrag beenden.

.....Eines Tages ging Buddha im Paradies allein an einem Lotusteich spazieren. Nach einer Weile stand er am Rand des Teiches still und schaute zufällig zwischen den Lotusblättern hindurch, die auf dem Wasser schwammen, nach unten. Dort, tief in der Hölle, fiel sein Blick auf einen Mann namens Kandata, der zusammen mit den anderen Sündern in Schmerzen wand.

Dieser Kandata war ein großer Räuber und hatte manche Untäten begangen, hatte Menschen getötet und Häuser in Brand gesteckt. Nur einmal in seinem ganzen Leben hatte er etwas Gutes getan: als er durch einen dichten Wald ging, sah er eine winzige Spinne auf dem Weg dahinkriechen. Er wollte sie trittreten, aber plötzlich änderte er seine Absicht mit der Überlegung; nein, nein, so klein sie auch ist, sie hat eine Seele, und es ist grausem in jeder Hinsicht, sie ohne Grund zu töten. Er schenkte ihr also das Leben.



Die Hölle unten anschauend erinnerte sich Buddha daran und wünschte ihn, wenn möglich, aus der Hölle zu erretten. Er sah umher und fand glücklicherweise eine Paradieses-Spinne, die auf den Lotusblättern einen schönen silbernen Faden spann. Er nahm sie sacht in die Hände und ließ sie zwischen den weißen Lotusblumen hindurch tief in die Hölle hinabsteigen.

Unten in der Hölle bot sich ein Chance für Kandata, der zusammen mit den anderen Sündern in dem Blutteich der Hölle auf- und niedertauchte. Eines Tages, als er zufällig das Haupt erhob und zum Himmel aufschaute, sah er einen silbernen Spinnenfaden vom fernen Himmel schimmernd in der totenstillen Finsternis auf sich herabsteigen, als ob er, der Spinnenfaden, sich fürchte, von irgendeinem gesehen zu werden.

Voller Freude klatschte er in die Hände: Wenn er sich an den Faden anklammerte und bis ans Ende hinaufstiege, würde er ohne Zweifel aus der Hölle entfliehen und hoffentlich das Paradies betreten können. Unverzüglich erfasste Kandata den Spinnenfaden mit beiden Händen und fing mit aller Kraft an, Stück für Stück daran hockzuklettern.

Selbst für einen großen Räuber wie Kandata aber, der seit geraumer Zeit daran gewohnt war, war der Abstand zwischen dem Paradies und der Hölle immens, und, wie immer er sich bemühte, konnte er nicht bis oben hinaufklettern. Schließlich ganz erschöpft, hörte er mit dem Steigen auf, und am Faden hängend sah er in die Tiefe herab: Die Mühe hatte sich doch gelohnt: der Blutteich, in dem er vor kurzem gewesen war, war bereits in der tiefen Finsternis verschwunden. Wenn er noch weiter aufstiege, würde er leichter aus der Hölle entfliehen können, als er am Anfang gedacht hatte. Mit dieser Hoffnung erfüllt, schrie Kandata: „Gelungen, gelungen!“ mit einer Stimme von solcher Kraft, wie sich selbst lange nicht gehört hatte.

Sogleich bemerkte er jedoch auch, daß sich unzählige Sünder, ihm auf der Spur folgend, bemühten, von unten ebenfalls nach oben hochzuklettern wie ein Zug von Ameisen. Vor Schrecken und Furcht zwinkerte er eine Weile mit den Augen und ließ den Mund weit geöffnet, als ob er ein Narr wäre.

Wie sollte dieser dünne Spinnenfaden, der schon mit seinem Gewicht beladen reißen könnte, das Gewicht einer solchen Menge Leute ertragen? Inzwischen schwärmten mehrere hundert und tausend Sünder aus dem schwarzen Blutteich zu dem schimmernden Faden und kletterten daran in einer Linie herauf. So schrie Kandata laut: „So seht doch, Ihr Sünder! Dieser Spinnenfaden ist meiner! Wer hat euch denn erlaubt, mit Hilfe des Fadens hochzuklettern? Steigt hinab, hinab!“

Eben in dem Augenblick riß der Spinnenfaden, der bisher keine Gefahr des Reißens hatte vermuten lassen, plötzlich an der Stelle, an der Kandata hing. Hilflos stürzte er kopfüber hinunter in die finstere Tiefe, sich drehend und drehend wie ein Kreisel.

Am Rande des Lotusteiches im Paradies beobachtete Buddha alles, was geschah. Als Kandata in die Tiefe des Blutteiches sank wie ein Stein, mit Trauer im Gesicht, ging Buddha wieder weiter spazieren.

Vermutlich erschien in seinen Augen die unbarmherzige Seele Kandatas erbärmlich, der sich allein aus der Hölle zu retten versuchte und dementsprechend bestraft wieder in die Hölle herabstürzte.....

Kann Kandata gerettet werden? Und wie? Kommt irgendeinmal der Tag, an dem das sanfte Lächeln auf Buddhas Gesicht wieder zurückkehrt? Vielleicht erwartet er von uns allen eine Antwort.